

Nach diesem Lehrgang, bei dem man sich schon als alter Nachrichtenmann fühlte, erschien die - diesmal von der Schule ausgehende und unfreiwillige - Abkommandierung zur "Erntehilfe" im Herbst 1942 wie eine Zumutung. Eine solche war es dann auch. Drei Wochen in einem abgelegenen Dorf bei Brieg, primitive Unterbringung in einem reichlich verkommenen Schloß, Aufteilung auf sture Bauernfamilien, eklig-fettiger Fraß, Rüben- und Kartoffelhacken. Große Aufregung, als zwei Filous aus unserer Klasse den Weinkeller des Schlosses entdeckten und - wohl mit entsprechender Brachialgewalt - einige Flaschen Wein "organisierten", den wir in der Feldflasche mit aufs Feld nahmen, so daß einige angetütete Gestalten schließlich auffielen...

Auch an diesen Einsatz trage ich heute noch ein Andenken: zwei Schnittnarben in der linken Handfläche, nach Hautaufrieb, Wundinfektion, Vereiterung und Notoperation durch einen ganz tüchtigen Kleinstadtarzt. Positives Ergebnis: ich konnte schon eine Woche früher nach Hause fahren.

## **Heimatflak - "Wer schläft in der Nacht...?"**

Es muß im Frühjahr 1938 oder 1939 gewesen sein, als ich mit meinen Eltern nach dem sonntäglichen Spaziergang durch den Scheitniger Park in eine Ausstellung geriet, die der neu begründete Reichsluftschutzbund auf dem Breslauer Messegelände veranstaltete. Motto: "Luftschutz tut not!"

Vor der Ausstellungshalle hatte man sehr eindrucksvoll eine gewaltige, übermannshohe Sprengbombe aufgebaut. Niemand ahnte damals, daß neben solchen imposanten, martialisch aussehenden Sprengkörpern die 55 cm langen unscheinbaren Stabbrandbomben zum Stückpreis von umgerechnet 40 Mark und Phosphorkanister den Luftkrieg bestimmen und zur

wahren Geißel der deutschen Zivilbevölkerung werden würden. Im Ausstellungsinnen hingen Schaubilder aus dem ersten Weltkrieg ("Deutsche Luftschiffe greifen 1916 London an"), aus dem spanischen Bürgerkrieg und aus dem japanisch-chinesischen Krieg, beide noch im vollen Gange. Es fehlte nicht die Karte, die die Tschechoslowakei als "Flugzeugträger der Sowjetunion" zeigte, und der durch Fotos dokumentierte Hinweis auf die sowjetische Fallschirmspringertruppe. Auf diesem Gebiet galten die Russen damals als führend; neben der Armee übten auch Zivilisten in der "Ossoawiachim" - Gesellschaft zur Förderung der Verteidigung, des Flugwesens und der Chemie (!) - den Fallschirmabsprung von hohen Stahlmasten.

In anderen Ausstellungsräumen waren dann, von den Besuchern gebührend bestaunt, Originalstücke zu sehen: der neuentwickelte Luftschutzstahlhelm, gestreckter als der des Militärs und von einer eigenartigen Metallwulst umgeben, die "Volksgasmaske" mit ihrer schnorchelartigen Gumminase, Rauchrettungsgeräte, Schaumfeuerlöscher, Feuerwehrspritzen. Später sollten sich allerdings die primitiven, selbstgebastelten "Feuerpatschen" (Besenstiel, Scheuerlappen aufgenagelt, ins Wasser getaucht) im Ernstfall oft besser bewähren als technisch hochentwickelte Feuerlöscher.

Und schließlich: "der luftschutzsichere Keller". Hinter Stahltüren mit Gummiabdichtung als Gasschleuse der Luftschutzraum, durch Balken abgestützt, mit Feldbetten und Holztischen beinahe gemütlich eingerichtet, wohlversorgt mit Trinkwasser und Lebensmittelvorräten. Ein fast idyllisches Bild.

Auch als bald darauf Luftschutzmaßnahmen für jedes Haus angeordnet wurden, nahm man das eher als Spielerei auf. Die knapp über Straßenniveau liegenden biedereren Kellerfenster unseres Hauses erhielten 2 cm dicke aufklappbare Stahlplatten

vorgesetzt, statt der Holztür zum Gemeinschaftskeller wurde tatsächlich eine aus zwei Stahltüren mit Schwenkgriffen bestehende Gasschleuse eingebaut, zum Nebenhaus brach man die Kellermauer als Fluchtweg durch, und das Haus wurde reichlich mit Pfeilen und den dazugehörigen Buchstaben "LSR" bemalt. Wir Kinder bestaunten diese Verwandlung eines friedlichen Mietshauses in eine vermeintliche Festung und machten eifrig mit beim Entrümpeln des Dachbodens, bei dem alle leicht brennbaren Sachen entfernt und Platz und Zugangswege zu allen Ecken und Enden geschaffen werden sollten. Auch schwarze Verdunkelungsrollos aus festem Papier wurden gekauft und die entsprechenden Halterungen an den Fensterrahmen angebracht. In der Schule mußten wir beim Heranschleppen von Sand, Wasserbehältern und Löschgeräten in die einzelnen Stockwerke mithelfen.

Das Ganze rief in uns zwar ein Gefühl von Bedeutsamkeit und Abenteuer hervor, das aber bald der Vorstellung wich, hier handele es sich um etwas Unwirkliches, das man nicht allzu ernst zu nehmen brauchte. Ironisch sangen wir bei den Luftschutzarbeiten in der Schule:

"Wer schläft in der Nacht,  
wenn die Fliegerbombe kracht?  
Der Luftschutz!"

Kaum jemand hätte damals geglaubt, daß die erste Zeile dieses albernen Verses schon sehr bald zur täglichen Frage für einen großen Teil der deutschen Bevölkerung werden würde und daß sich an diese Frage noch viel gravierendere anschließen würden. Denn es ging nach Kriegsausbruch in Berlin, Essen, Köln oder Hamburg bald nicht mehr darum, ob man "in der Nacht schlafen", sondern ob man seine Wohnung, seine Habe und sein Leben würde behalten können.

Als Anfang 1942 der aus Rhodesien stammende Luftwaffenoffizier Arthur Harris ("Bomber-Harris") als Air Chief Marshal das Oberkommando des Strategischen Bomberkommandos der Royal Air Force übernahm, begann eine Dimension des Luftkriegs, die niemand vorhergesehen und die man bis dahin für undenkbar gehalten hatte: die laufende Flächenbombardierung ganzer Großstädte, mit einer ausgeklügelten Infrastruktur aus Richtfunk-Fernsteuerung der Bomberströme, Langstrecken-Begleitjägern, "Pfadfindern" und "Zielmarkierern" (sie warfen die gefürchteten "Christbäume" ab), der die deutsche Verteidigung von Anfang an hoffnungslos unterlegen war.

Am 28. März 1942 erfolgte der erste britische Flächenangriff mit 234 Bombern auf Lübeck. Es gab 302 Tote in der alten Hansestadt, 2000 Wohnungen wurden zerstört. Am 30. Mai 1942 flog die Royal Air Force ihren ersten Tausend-Bomber-Angriff auf Köln. Weitere große Angriffe u. a. auf Rostock, Dortmund, Essen und Berlin fanden noch im Jahre 1942 statt. Harris sagte dazu nach dem Krieg: "Die Zerstörung von Industrieanlagen erschien uns stets als eine Art Sonderprämie. Unser eigentliches Ziel war immer die Innenstadt."

Vom März 1943 bis März 1944 tobten drei wochenlange "Schlachten" über deutschen Großstädten: vom 5. März bis 14. April 1943 die Schlacht über dem Ruhrgebiet mit 43 Angriffen; vom 24. Juli bis 3. August 1943 die relativ kurze, aber verheerende Schlacht über Hamburg ("Unternehmen Gomorrha"), an deren fast 40.000 Todesopfer unter der Zivilbevölkerung heute das Gedenkmal auf den Ohlsdorfer Friedhof erinnert; vom 18. November 1943 bis Mitte März 1944 die Schlacht über Berlin. Ende März schließlich ein Riesenangriff auf Nürnberg, der - ein Ausnahmefall - auch mit großen britischen Verlusten (13,6 % der eingesetzten

Flugzeuge, sonst bei Bombeneinsätzen im Durchschnitt 3,7 %) endete.

Nach einer Pause, in der die Bomber zur Vorbereitung und Durchführung der alliierten Invasion in Frankreich benötigt wurden, gingen die Großangriffe ab Juli/August 1944 mit gesteigerter Wucht weiter, jetzt noch stärker unterstützt durch Tagesangriffe der amerikanischen 8. US Army Air Fleet.

Insgesamt warfen die Engländer während des Krieges 955.000 Tonnen Bomben über Deutschland ab, die Amerikaner in ihrer relativ kurzen Einsatzzeit mehr als eine Million Tonnen. Über 50 % fielen auf Wohngebiete. Es gab in Deutschland 537.000 zivile Luftkriegstote, Männer, Frauen und Kinder, einschließlich der endgültig Vermissten. 7,5 Millionen Menschen wurden obdachlos, da 3,6 Millionen Häuser zerstört wurden. Allein Berlin beklagte über 50.000 Bombenopfer bei 310 Luftangriffen. Als im Sommer 1943 Verwandte aus Berlin bei uns in Breslau zu Besuch waren, hörten wir zum ersten Mal von Augenzeugen von der furchtbaren Anspannung durch den ständigen Schlafmangel und die Angst, beim nächsten Mal vor dem Nichts zu stehen oder gar verschüttet zu werden, zu ersticken oder zu verbrennen. Und das war noch vor der Großoffensive gegen die Reichshauptstadt!

Dazu hatte sich, als im März 1943 die Zeit der großen Luftschlachten kam, auch die militärische Lage an den Fronten für Deutschland wesentlich verschlechtert. Anfang November 1942 waren die Anglo-Amerikaner in Algerien und Marokko gelandet, am 31. Januar 1943 endete die Tragödie der 6. Armee in Stalingrad, und am 14. Mai 1943 meldete der "Völkische Beobachter": "Der Heldenkampf in Tunis ruhmvoll abgeschlossen", wobei er verschwieg, daß dieser Ruhm neben riesigen Materialmengen 300.000 Soldaten, gefallen oder gefangen, gekostet hatte, fast die gleiche Zahl, die auch in Stalingrad geblieben war. Am 18. Februar 1943

rief Propagandaminister Dr. Goebbels im Berliner Sportpalast, der noch nicht zerstört war, sozusagen als Antwort auf Stalingrad zum "Totalen Krieg" auf.

Den Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe, Reichsmarschall Hermann Göring, hatten schon die ersten Aktivitäten von Bomber-Harris in Panikstimmung versetzt. Zwar sorgte er dafür, daß neben der an allen Fronten verzettelten Jagdwaffe die Flakartillerie wesentlich verstärkt wurde: sie wurde von 650 schweren Batterien mit 2600 Kanonen vom Kaliber 8,8 und 10,5 cm und 560 leichten Batterien mit 6700 Rohren vom Kaliber 3,7 und 2 cm bei Kriegsausbruch auf nunmehr 2100 Batterien mit 20.000 meist schweren Geschützen allein im Reichsgebiet gebracht. Doch nun mangelte es an Bedienungsmannschaften, zumal Göring, um sein stark angeschlagenes Renommee aufzupolieren, seinem Führer Luftwaffensoldaten als Infanteristen in sogenannten Luftwaffen-Felddivisionen andienen wollte.

So verfiel er, wie wir damals natürlich noch nicht wußten, bereits im September 1942 auf die Idee, fünfzehn- bis siebzehnjährige Schüler an die Kanonen zu holen und als "Luftwaffenhelfer" einzusetzen. Nach schneller Zustimmung durch die Reichsjugendführung erstand zunächst ein seltsamer Opponent gegen diesen Plan: Reichsleiter Martin Bormann, erst nach dem Kriege als graue Eminenz Hitlers erkannt, erhob - obwohl sonst die Brutalität in Person - am 21.12.1942 in einem Brief an Göring Widerspruch, allerdings nur, weil diese Maßnahme "auf unsere Feinde wie auf das neutrale Ausland... wie ein Fanal wirken (würde). Das Schlagwort der gegen uns gerichteten Propaganda würde lauten, Deutschland sei am Ende seiner Kräfte angekommen und müsse als letzten Ausweg zur Rekrutierung seiner Kinder schreiten."

Nach Stalingrad änderte er aber seine Meinung, und so wurde durch Verordnung des Reichsinnenministeriums vom

26.01.1943 verfügt, daß auch Kinder, die das 15. Lebensjahr vollendet hatten, zum Kriegshilfsdienst erfaßt werden könnten. Nun ging alles Schlag auf Schlag: Am Montag, dem 15. Februar 1943 mußten aus den Klassen 6 und 7 (heute entsprechend 10 und 11) der Oberschulen die ersten 34.000 Schüler der Jahrgänge 1926 (es gab in diesen Klassen insgesamt 38.122) und 1927 (insgesamt 15.467 in Klasse 6) in die Heimatflakbatterien einrücken. Ich war einer von ihnen. Es fehlten noch genau fünf Tage, bis ich sechzehn Jahre alt wurde.

Den Einsatz als Luftwaffenhelfer haben einschließlich der in Küsten-Flakbatterien eingesetzten Marinehelfer im Laufe der Zeit etwa 150.000 bis 200.000 Schüler zwischen 15 und 17 Jahren mitmachen müssen, an sehr unterschiedlichen Orten Deutschlands, mit sehr unterschiedlichen Schicksalen. Da gab es diejenigen, die zwar in ihrer Heimatstadt blieben, wie es der Normalfall sein sollte, aber dort im Bombenhagel umkamen (in Berlin fielen schon am 6. März 1943, drei Wochen nach ihrer Einberufung, sechs Luftwaffenhelfer bei einem Angriff auf die Batterie Lichterfelde). Viele andere, wie mein späterer Kamerad Hans-Dieter G. aus Düsseldorf, mußten in ihrer Stadt schwere Angriffe miterleben, kamen aber heil davon. Dann gab es Helfer, meist bei den beweglichen leichten Batterien, die wie mein Kindheitsfreund Gerhard Littmann entgegen allen ursprünglichen Versicherungen an andere Orte Deutschlands versetzt wurden (er wurde von Breslau nach Berlin geschickt). Und schließlich gab es Luftwaffenhelfer, die während ihrer ganzen Tätigkeit zwar zahlreiche Alarmer, aber keinen einzigen Angriff mitmachen mußten, weil auf die Stadt, in der ihre Batterie stand, keine Bomben fielen.

Eine solche Stadt - und das erscheint im Nachhinein wie ein Wunder - war Breslau, das dann allerdings ab Februar 1945 als eingeschlossene "Festung" die ganze Wucht des Krieges

doppelt und dreifach zu spüren bekam. Ein zweites Wunder war die Tatsache, daß ich als Luftwaffenhelfer niemals aus dieser Stadt versetzt wurde, wenn auch mehrfach entsprechende und wohl nicht unbegründete Gerüchte in der Batterie umliefen. Ich blieb vom 15.02.1943 bis zum 09.09.1944 bei der Schweren Heimatflakbatterie Breslau-Eichenpark.

Kurz nach meiner Entlassung, ich verlebte vor weiteren "Abenteuern" noch einige freie Tage bei meinen Eltern, notierte ich in mein Tagebuch: "15.09.: Fliegeralarm; Störflugzeuge; Breslauer Flak schießt scharf" - aber schon ohne mich.

## **Flakbatterie Eichenpark**

Der Eichenpark, ein etwa 200 mal 400 Meter umfassendes tiefliegendes Gelände, das sich südwärts des Sportfeldes "Jahnwiese" erstreckte, lag im Nordwesten Breslaus, fünf Minuten Fußweg von der Oder entfernt. Der Park war ursprünglich mit schönen alten Bäumen bestanden gewesen (so kannten wir ihn von früher her), von denen jetzt, am 15. Februar 1943, als wir dort einrückten, nur am peripheren Rundweg noch etliche Exemplare standen. Im Inneren des von einem Maschendrahtzaun umgebenen Rechtecks hatte man den Baumbestand gerodet, um Platz für die Anlage einer Flakbatteriestellung mit ihren Geschützen und anderen Einrichtungen zu schaffen.

Ein Blick auf den Stadtplan von Breslau zeigt, warum man für diese Batteriestellung im Norden der Stadt (zur Flakuntergruppe Breslau gehörten noch andere Batterien) gerade den Eichenpark ausgesucht hatte: die östliche Schmalseite des Park-Rechtecks wurde von einem Bahndamm begrenzt, an



dem direkt gegenüber der Batterie der Bahnhof Breslau-Pöpelwitz mit starkem Rangier- und Güterumschlagbetrieb lag. Gleich hinter dem Bahnhof verzweigten sich die Gleise und führten rechts zu einem großen Petroleumlager, links zum Oderhafen Kosel, beide in nächster Nähe hinter einem mächtigen Oderdeich gelegen. In östlicher Richtung befand sich in etwa 2 km Entfernung vom Eichenpark der städtische Handelshafen, daneben eine Schiffswerft, und in gleicher Entfernung in Richtung Südwesten der Flugplatz Gandau, der außer von der Zivilluftfahrt auch von der Luftwaffe benutzt wurde. Unbekümmert wie wir waren, dachte niemand daran, was hier wohl im Ernstfall los sein würde!

Als wir zwischen 7 und 8 Uhr (um acht war "Antreten" befohlen) mit dem Fahrrad zur Aufnahme des Dienstes eintrafen, bot sich uns hinter dem Maschendrahtzaun folgendes Bild: längs des Zaunes eine Reihe von grauen Baracken, davon eine, die Wachbaracke, am breiten Eingangstor gelegen, eine andere, auf deren Stirnseite ein großes "T" aufgemalt war, am äußersten rechten Ende der Barackenreihe, direkt am Zaun neben dem Bahndamm. Hinter den Holzhäusern, auf der weiten Ebene des kahlgeschlagenen Parks, in die man noch ein Stück der Jahnwiese einbezogen hatte, erhoben sich um zwei größere Erdaufschüttungen herum sechs kleinere Hügel, über die unter Abdeckplanen die Rohre je eines schweren Flakgeschützes vom Kaliber 8,8 aufragten. Da nicht allzuviel Schnee lag, sah man, daß zwischen den Baracken, zu den Geschützständen und zu den beiden anderen Aufschüttungen, deren Funktion uns noch nicht klar war, Lattenroste verliefen.

Nachdem wir vom Unteroffizier vom Dienst (U.v.D.) und einigen Gefreiten und Obergefreiten mit den roten Kragenspiegeln der Flakartillerie in Empfang genommen worden waren und unser bißchen Gepäck erst einmal

provisorisch abgestellt hatten, waren wir baß erstaunt und höchst indigniert, als ein uns unbekannter "Heini" in HJ-Uniform und mit der weißen Führerschnur ("Affenschaukel") eines Stammführers "Achtung!" und "In Linie angetreten!" brüllte. "Was will der hier?", "He, he!", "Maul halten!" tönte es aus dem unübersichtlichen Haufen, der sich provozierend langsam zur Formation aufstellte und dem HJ-Abgesandten endlich Gelegenheit gab, sein Gerede vom "Kriegseinsatz der Jugend des Führers mit heißem Herzen usw. usw." loszuwerden und schließlich die angetretene Mannschaft dem Hauptwachtmeister ("Spieß") der Batterie zu melden, der sie somit für die Luftwaffe übernahm und sie seinerseits dem Batteriechef meldete.

Diese kleine Szene, gleich am Beginn unserer Zeit bei der Heimatflak, war bezeichnend für unsere Einstellung zum Luftwaffenhelfereinsatz und hat sich, wie inzwischen aus vielen Äußerungen bekannt, so oder ähnlich hundertfach abgespielt. Wir wollten - und das galt auch für diejenigen, die bisher keine Unlust- oder oppositionellen Gefühle entwickelt hatten - die Hitlerjugend endlich hinter uns lassen, fühlten uns diesem Stadium entwachsen und als "Soldaten" darüber erhaben, gleichzeitig irgendwie dadurch betrogen, daß offiziell noch Verbindungen zur HJ bestehen sollten, etwa durch die ominöse Armbinde an der Ausgehuniform, auf die ich noch zu sprechen komme. "Soldat-Werden" war in unseren pubertären Vorstellungen verknüpft mit "Mann-Werden", und das sollte eben auch ein vollständiger Eintritt in diesen neuen Lebensabschnitt sein. Der verfrühte Eintritt in diese "Männlichkeit" lockte zudem als noch ganz jugenhaft empfundenen großes Abenteuer. Und schließlich war das Ganze bei vielen, wie bei mir, auch eine Flucht aus dem widerwärtigen ideologischen Kram der NS-Jugend-

organisation in die als patriotisch, aber unpolitisch geltende Wehrmacht.

Dieser unserer Haltung kam unausgesprochen die Einstellung der militärischen Vorgesetzten entgegen, denen die amtlich verordnete Zwischenstellung der Luftwaffenhelfer zwischen Wehrmacht und HJ (wir gehörten zum "Wehrmachtgefolge") natürlich auch gegen den Strich, vielleicht auch nur gegen die Gewohnheit ging und die es daher an versteckten Widerborstigkeiten und höhnischen Bemerkungen gegen die Hitlerjugend nicht fehlen ließen. Wenn später gelegentlich ein ursprünglich als höherer HJ-Führer (ab Gefolgschaftsführer) von der Flak zurückgestellter Schüler dann doch einrücken mußte, wurde er bei der Meldung zum Dienst vor versammelter Batterie vom Spieß fertiggemacht: "Mann, stehen Sie nicht so krumm und schief, da denkt man ja, der Herr Bannführer kommt persönlich. Dreimal um die Baracken, im Laufschrift, marsch, marsch!" - was von uns versammelten alten Hasen mit beifälligem Grinsen aufgenommen wurde.

Einmal - ein einziges Mal - war Ende 1943 der Breslauer Bannführer mit großem Bonzengefolge tatsächlich "zur Besichtigung" (schon diesen Ausdruck fanden wir aus Prestige Gründen für den Besuch eines HJ-Führers völlig unangemessen) in der Batterie. Es wurde ein riesiger Reinfall und trug mit dazu bei, daß das Interesse der HJ an der widerspenstigen "Luftwaffenhelferbande", wie sich ein hohes Tier in der Gebietsführung Niederschlesien geäußert haben soll, schließlich erlahmte und man uns dort endlich den Gefallen tat, uns abzuschreiben. Während das Antreten unter militärischem Kommando ostentativ tadellos geklappt hatte, ergab sich nach der Übergabe der Luftwaffenhelfermannschaft an den Bannführer zwecks Haltens einer phrasenreichen Rede ein von uns vorher abgesprochenes "Rhabarber"-Gemurmel und Bienengesumm, das zur raschen Beendigung des

Phrasenschwails führte. Und als die Bonzenschar, um das Gesicht zu wahren, nach dem anschließenden Wegtreten einen leutseligen Gang durch die Baracken unternahm, bewaffneten wir uns mit Holzknüppeln, schlichen uns - es war früh am Nachmittag dunkel geworden - an die jeweils heimgesuchte Baracke heran und bereiteten den HJ-Emissären eine polternde Mißfallenskundgebung. Die Barackenwände dröhnten wie Trommelfelle, in die sich Rufe wie "Raus!" und "Abhauen!" mischten.

Spieß und Unteroffiziere hatten sich bereits bei Beginn der Besichtigung in ihre Behausungen verzogen und tauchten nicht wieder auf, schließlich hatte der Bannführer ausdrücklich allein den Nachmittag gestalten wollen. So fuhren die Bonzen ziemlich belämmert sang- und klanglos wieder ab. Beim nächsten Morgenappell gab es zwar einen kollektiven "Anschuß" seitens des Spieß, aus dem man aber auch durchaus eine gewisse Genugtuung darüber entnehmen konnte, daß die Frage der Loyalität zwischen Wehrmacht und HJ nun offensichtlich und endgültig entschieden war: "Und ab jetzt herrscht wieder eiserne Disziplin, verstanden, ihr Himmelhunde?" - "Jawohl, Herr Hauptwachtmeister."

Auch die Uniform versuchten wir so militärisch wie möglich zu gestalten. Wir erhielten drei Dienstanzüge: dunkelblaues Drillichzeug für grobe Arbeiten (Schanzen, Geschützreinigen), eine blaugraue Luftwaffenuniform ohne Spiegel, aber mit dem Luftwaffenadler auf der rechten Brustseite, dazu Schiffchen, Knobelbecher, Koppelzeug, Stahlhelm, Gasmaske. Ein normaler zweireihiger Militärmantel ergänzte diese Ausstattung. Ärger gab es mit der dritten Montur, dem Ausgehanzug. Hier verpaßte man uns eine an die Flieger-HJ erinnernde Uniform aus Feldbluse, die auf der rechten Brustseite allerdings ein besonderes dreieckiges Emblem mit Luftwaffenadler und den Frakturbuchstaben L. H. trug,

Überfallhose mit Schnürschuhen, dazu einen einreihigen taillierten Mantel (er war das mickrigste Stück dieser Uniform, klaffte beim Gehen auf, war bei vielen zu kurz) und eine Schimütze, auf die man sich doch erfrecht hatte, das HJ-Abzeichen aufzunähen. Das Tollste war aber, daß an Feldbluse und Mantel die HJ-Armbinde getragen werden sollte.

Es ist von einiger Komik, sich daran zu erinnern, was wir alles anstellten, um diesen amtlich verordneten Dienstanzug - mit stillschweigender Duldung der militärischen Vorgesetzten - unserem Selbstwertgefühl anzupassen. Erst wurde mal das HJ-Abzeichen von der Mütze abgetrennt und durch einen silberfarbenen Luftwaffenadler aus Blech ersetzt, den es in Uniformgeschäften zu kaufen gab. Dieser Blechadler hielt dann auch gleich einen verwegenen Kniff im oberen Mützenteil in Fassung. Dann wurden zu der Überfallhose meist nicht die Schnürschuhe, sondern die Knobelbecher angezogen, die dem Bein eine Art Panzersoldaten-Look verliehen. Und die HJ-Armbinde wurde abgetrennt und ganz weggelassen, bis die HJ-Führung davon Wind bekam und einen Beschwerdebrief an die Flakführung richtete. Da mußte der Wachhabende nun wohl oder übel bei der Anzugkontrolle vor einem Ausgang das fehlende Stück monieren. Das war aber kein Problem. Jetzt wurde die Armbinde mit zwei Sicherheitsnadeln, von manchen auch mit Druckknöpfen befestigt und draußen vor dem Tor sofort wieder abgenommen. Auf Anpöbeleien durch HJ-Führer oder den "HJ-Streifendienst", der sich als eine Art Jugendpolizei aufspielte, ließ man es ankommen und reagierte entweder mit Ausreden oder mit Frechheit.

Bald machte sich seitens der HJ aber auch auf diesem Gebiet Resignation breit, ebenso wie bei der ostentativen Nichteinhaltung der amtlich verordneten Grußpflicht der Luftwaffenhelfer gegenüber HJ-Führern. Unteroffiziere und

Offiziere der Wehrmacht grüßten wir natürlich eifrig und zackig und ärgerten uns nur, daß es der "deutsche Gruß", die "aufgehobene(n) Rechte" sein mußte.

Zum Thema Nationalsozialismus und Luftwaffenhelfer abschließend noch eine Zahl aus meinem Tagebuch. Am 27. Februar 1944 notierte ich: "Parteiaufnahme (NSDAP) Jahrgang 26 und 27: 10 LwH aus unserer Batterie" - und wir waren etwa 80.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir jungenhaften Stolz auf "Lametta" sowie Orden und Ehrenzeichen empfanden, die - wie konnte es in diesem Kriege mit seiner Inflation an derartigen verdienten und verdienten Auszeichnungen vom "Gefrierfleischorden", Ostmedaille bis zum Ritterkreuz mit goldenem Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten anders sein - auch auf die Luftwaffenhelfer herabrieselten. In den Luftkriegsgebieten gab es im Laufe der Zeit immer mehr Flakhelfer, die das Flakkampfabzeichen (nach 6 anerkannten Abschüssen der Batterie), das Kriegsverdienstkreuz (KVK) oder gar das Eiserne Kreuz erhielten. Bei uns bekam man nach einer gewissen Zeit der Bewährung das am linken Unterarm zu tragende Flaktätigkeitsabzeichen (bei mir war es im Juli 1944 so weit). Und schließlich (auch und gerade beim Militär galt das Parkinsonsche Gesetz der Stellen-, Ämter- und Rängevermehrung) war plötzlich ein neuer Dienstgrad da: der "Luftwaffen-Oberhelfer" mit einem silbernen Balken auf den Schulterklappen. Man erhielt diesen Rang, der ursprünglich gar nicht vorgesehen war, nach etwa einem Jahr. Interessanterweise mußte man aber bei jedem Wechsel zu einer anderen Organisation, also bei mir etwa von der HJ zur Flak, von der Flak zum Arbeitsdienst und vom Arbeitsdienst zur Wehrmacht, erleben, daß die vorangegangenen

Beförderungen nichts wert waren und man wieder ganz unten anzufangen hatte.

Noch zahlreicher als diese Beförderungen waren übrigens die Uniformen, die man als junger Mann im Laufe der Zeit damals tragen musste. Bei mir waren es zwischen meinem 10. und 19. Geburtstag Uniformen von nicht weniger als zehn verschiedenen Organisationen bzw. Formationen: Deutsches Jungvolk, Hitlerjugend, Nachrichtenlehrgang Heer, Luftwaffenhelfer, Wehrtüchtigungslager, Reichsarbeitsdienst, Bordfunkerlehrgang, Luftnachrichtentruppe, Fallschirmtruppe, Kriegsgefangener.

Aber zurück zum Eichenpark. Wir kamen am 15.02.1943 in die Stellung einer sogenannten aktiven Batterie mit der Nummer 5546, d. h. sie bestand aus voll kriegstauglichen Soldaten ("k.v."), die nun einem frontnäheren Einsatz zugeführt werden sollten. Bei diesen Soldaten waren wir als unerwünschte Ablösung wahrscheinlich nicht gerade beliebt. Der größte Teil der Mannschaft war bei unserem Eintreffen schon weg; es blieben außer dem Chef und dem Spieß etwa 15 bis 20 Unteroffiziere und Mannschaftsdienstgrade, die uns nun anlernen sollten. Später wurden auch sie, einschließlich Chef und Spieß, abgelöst und durch Soldaten ersetzt, die fast alle nur "g.v.H." ("garnisonsverwendungsfähig Heimat") waren. Die Batterie wurde damit im Sommer 1943 eine "Heimatflakbatterie" mit der Nummer 246/VIII, später 270/VIII. VIII war die Kennziffer des Luftgaukommandos Breslau.

Also militärisch von der ersten zur zweiten Garnitur? Im Dienst haben wir davon nichts bemerkt, denn wenn wir auch den Ernstfall nicht mitzerleben brauchten, so wurden wir sonst sowohl bei der "aktiven" als auch bei der Heimatflakbatterie doch gehörig herangenommen, zumindest in den ersten Monaten. Das fing schon auf der Stube an, in der

normalerweise zehn Mann in hölzernen Doppeldeckerbetten auf selbstgestopften Strohsäcken schliefen. Unnachsichtig schmiß der UvD unebene Betten ("Furzmullen") oder solche, bei denen das Karomuster des Bettbezugs keine schnurgerade Kante bildete, durcheinander. Unaufgeräumte Spinde (auch hier mußte die zusammengelegte Wäsche auf Kante liegen) wurden ausgeleert oder samt Inhalt umgeworfen. Waren Kleidungsstücke verdreckt oder Schuhe schlecht geputzt, mußte man mit einem "Maskenball" rechnen: jede Minute Antreten in einer neuen Bekleidung, vom Nachthemd bis zur Kampfausrüstung mit Stahlhelm und Gasmasken.

Besonders beliebt war die "Staubsuche" des UvD mit dem Finger auf hochgelegenen Spindkanten und Türrahmen, was dann zu Lasten des reihum wechselnden Stubendienstes ging. Daß der Stubendienst im Sommer den Fußbodenkehrriech einfach in den Ofen warf, blieb allerdings lange unentdeckt. Auch beim Fußdienst wurde uns Sechzehn-, Siebzehnjährigen kaum etwas geschenkt. Oft hieß es: "Dreimal um die Geschützstellung!", "Pumpen im Liegestütz!" oder "Robben!", mit und ohne aufgesetzte Gasmasken.

Sagenhaft war das Vokabular mancher Ausbilder. Es reichte von Zoten aller Art bis zur häufigen Zitierung jenes Körperteils, der wohl leider in allen Armeen zur plastischen Ausschmückung solcher Drohungen dient, daß er "auf Grundeis gehen", daß in ihm "das Wasser kochen" oder daß aus ihm "das Gekröse heraushängen" werde, wenn der Soldat nicht spüren und daher geschliffen würde.

Warum fand man solche Ausdrücke eigentlich nicht entwürdigend, sondern ließ sie zum einem Ohr hinein- und zum anderen herausgehen? Einmal wohl wegen der radikalen Übertreibung, die in manchen Formulierungen schon wieder originell war, zum zweiten, weil man sich der Primitivität derjenigen, die sie gebrauchten, überlegen fühlte und zum



dritten, weil man glaubte, das gehöre eben zum Militär dazu. Es gab andererseits ja auch den alten, ähnlich primitiven Soldatentrost: "Wenn euer Vorgesetzter brüllt, müßt ihr ihn euch in Unterhosen vorstellen".

Erstaunlich, daß solche verbale Rohheit nur in geringem Maße auf das Zusammenleben der Luftwaffenhelfer abfärbte. Sicher, man befeißigte sich eines pubertär-"kernigen" Jargons, aber eher mit dem mehr technisch geprägten Vokabular dieser Zeit ("auf Draht sein", "Lage peilen", "die Kurve kratzen") als mit der Fäkal- oder Bordellsprache, und man war sich dessen bewußt, wann und wo diese Ausdrucksweise nicht angebracht war. So viel "A..." und "Sch...", wie man es heute von Jugendlichen in allen Gesprächssituationen, dazu mit mürrischer Miene, hört, war damals nicht üblich und wäre als abstoßend empfunden worden.

Neben dem Fußdienst stand natürlich von Anfang an die Ausbildung an Waffen und Gerät einer Flakbatterie im Vordergrund. Am Geschütz wurden zunächst alle ausgebildet. Im theoretischen Teil gab es Flakschießlehre. Mündungsgeschwindigkeit der Granate bei der Flak 8,8/41 ("Vau-null") war 1100 m/s, Schußweite 19,7 km, Schußhöhe 13 km. Was man uns nicht sagte, weil es einmal als "Geheime Kommandosache" auch den Ausbildern nicht genau bekannt war und erst nach dem Kriege veröffentlicht wurde und weil es zweitens dann doch zu deprimierend gewesen wäre, war die Tatsache, daß im Durchschnitt für einen Flugzeugabschuß durch die schwere Flak im Jahre 1942 nicht weniger als 3343 Schuß zum Stückpreis vom 80 RM und im Jahre 1944 sogar 8500 Schuß erforderlich waren. Von je 1000 eingesetzten Bombern wurden im Durchschnitt 9 durch die Flak heruntergeholt, also knapp 1 %. Man konnte sich aber schon vorstellen, daß es nicht einfach war, ein Ziel zu treffen, das in

4500 bis 7000 Meter Höhe mit einer Geschwindigkeit von 500 km/h, also fast 140 m je Sekunde, frei beweglich in drei Dimensionen, durch die Luft raste. Die Hauptaufgabe der Flak war es daher in der Praxis, die Bomber in möglichst große Höhen zu drücken und dadurch den zielgenauen Bombenabwurf zu erschweren.

Im praktischen Teil der Ausbildung wurde die schnelle Handhabung des Geschützes geübt, denn nach Durchgabe der Zielwerte kam es darauf besonders an, weil ein Flugzeug nicht stillsteht wie ein Ziel der traditionellen Artillerie. Ein Geschützführer und neun Mann bildeten eine Geschützbedienung aus "Kanonieren", durchnummeriert von K1 bis K9. K1 bediente die Höhen-, K2 die Seitenrichtmaschine. K6 stellte an der Zünderstellmaschine die vom Kommandogerät in der Befehlsstelle (einer der beiden größeren Bunker) durchgegebenen Zünderlaufzeiten ein. K3 war der Ladekanonier. Er mußte mit seinem dicken ledernen Ladehandschuh die immerhin 30 Pfund schwere Patrone, die in der Zünderstellmaschine ladefertig gemacht worden war, innerhalb von drei Sekunden in das aufragende Rohr wuchten und den Abzug betätigen, sobald die Feuerglocke von der Befehlsstelle ausgelöst wurde. Diese körperlich besonders anstrengende Tätigkeit blieb normalerweise einem erwachsenen Soldaten vorbehalten. K4, K5, K7, K8 und K9 waren Munitionsschlepper.

Da ein Flakgeschütz nicht über Kimme und Korn schießt, waren vor Abfeuern einer "Gruppe" (wie der Schuß genannt wurde) ein Erfassen des Ziels mit dem Funkmeßgerät und komplizierte maschinelle Berechnungen auf der Befehlsstelle erforderlich, bis die Werte für Höhe, Seite und Zünder über ein weitverzweigtes Leitungsnetz an die Geschütze weitergegeben wurden. Außerdem war die Batterie durch eine Ringleitung mit der Flakuntergruppe, die den Alarm auslöste,

und den anderen Batterien sowie durch eine weitere Leitung mit dem Postnetz verbunden. Hier waren also noch zahlreiche andere Funktionen von Luftwaffen Helfern zu besetzen, und nach der Grundausbildung am Geschütz erfolgte eine entsprechende Einteilung und Spezialausbildung. Die meisten blieben an den Geschützen, vor allem, wenn sie körperlich kräftig waren. Andere ("Wer ist gut in Mathematik?") kamen zur Meßstaffel für das Funkmeßgerät, Entfernungsmesser, Kommandogerät in den Befehlsstellen "B eins" und "B zwei". Man konnte auch Wünsche äußern, und ich meldete mich unter Hinweis auf meine Erfahrungen aus der Nachrichten-HJ zum Fernsprechtrupp. Aus diesem Grunde und weil ich auch nicht gerade die Robustheit in Person war, wurde meine Meldung akzeptiert. Mit mehreren anderen Kameraden nahm ich einen Quartierwechsel in die Vermittlungsbaracke mit dem großen "T" an der Frontseite vor. Anfangs wurden wir noch von drei Gefreiten eingewiesen, die auch den Nachtdienst versahen. Aber bald waren wir allein und rund um die Uhr für die Nachrichtenverbindungen innerhalb der Batterie mit den anderen Flak-Einheiten in Breslau und der Außenwelt verantwortlich. Das weiteste Gespräch, das wir einmal vermitteln konnten, war übrigens mit Oslo, wo die Schwester eines Kameraden als Nachrichtenhelferin ("Blitzmädchen") Dienst tat.

Mit der Versetzung zum Fernsprechtrupp hatte ich das große Los gezogen. Die Vermittlungsbaracke lag am äußersten Ende der Batterie, direkt am Zaun. Ein Kamerad übertrieb allerdings die hierdurch gegebene Möglichkeit, nachts mal für eine Stunde zu verschwinden, wurde zwei- oder dreimal bei der Rückkehr vom UvD oder Spieß erwischt und erhielt drei Tage "Bau", abzusetzen in einer Stube der Wachbaracke. Unsere Tätigkeit war so weit entfernt von allem

Artilleristischen, daß Chef und Spieß wenig Ahnung davon hatten und sich wohl auch nicht darum kümmern wollten, solange nur alles klappte. Vom Fußdienst am Vormittag (nachmittags fand normalerweise der Schulunterricht statt) waren wir befreit, weil einige von uns umschichtig Telefondienst hatten oder nachts gehabt hatten und nun schliefen und die anderen mit Leitungsproben und Reparaturen beschäftigt waren oder es behaupteten und so taten, als ob.

Wenn man die von einem Splitterschutz umgebene Vermittlungsbaracke betrat, ging rechts vom Gang die Tür zum eigentlichen Vermittlungsraum mit den Feldfernsprechern und dem Klappenschrank für die einzelnen Nachrichtenverbindungen ab. Im hinteren Teil der Baracke schliefen wir. Ein großer Radioapparat war normalerweise auf den Flaksender eingestellt. Einer von uns hatte immer Dienst, auch nachts. Da wurden die Stunden lang, und man versuchte, zwischendurch immer wieder mal etwas Schlaf zu bekommen. Eine Liege stand da, eigentlich für einen zweiten Wachhabenden gedacht. Um keine fallende Klappe zu überhören und nicht vom UvD, Spieß oder gar Chef beim Schlafen ertappt zu werden (dann wäre es auch mit der Liege im Dienstraum vorbei gewesen), bauten wir mittels raffiniert angebrachter Drähte einen lautstarken Summer ein, der schon beim Niederdrücken der Klinke der Barackenaußentür ansprach. Als zusätzliches Verzögerungsmoment hatten wir noch dafür gesorgt, daß die Tür etwas klemmte. Ich höre noch unseren dritten Batteriechef - im Zivilberuf "Pauker" für Deutsch und Geschichte, daher von Technik wenig Ahnung - bei einem nächtlichen Kontrollgang vor sich hinknurren: "Draht, überall Draht." Aber nachweisen konnte er mir nichts, denn als er einige Sekunden nach Ertönen des Summers die Tür zum Vermittlungsraum aufriß, saß ich - schwuppdwupp -

schon vor dem Klappenschrank, an dem gleichzeitig wirklich eine Klappe gefallen war. An diesen optischen Effekt hatten wir natürlich auch gedacht, und das war dann eben eine Fehlverbindung...

Ansonsten war der Nachtdienst eine Zeit der Lektüre und der Information. Mit unserem leistungsstarken Radioempfänger holten wir alle erreichbaren Sender heran, verbotenerweise auch ausländische: London, den angeblichen Soldatensender Calais, um drei vor zehn den "jungen Wachtposten des Soldatensenders Belgrad" mit "Lili Marleen". Denunziation aus dem Kameradenkreise kam nicht vor, obwohl wir eine Zeit lang den Sohn eines hauptamtlichen SA-Führers in der Vermittlung hatten, der allerdings die seltsame Meinung vertrat, der Nationalsozialismus, an den er glaubte, müsse und werde sich nach gewonnenem Krieg zu einer Demokratie entwickeln. Im übrigen stünden wir als Nachrichtenleute wenn nicht offiziell, so doch moralisch vertretbar außerhalb des Abhörverbots und würden als geistige Elite die Feindpropaganda schon richtig beurteilen können. Nun, wir hatten keine Veranlassung, ihm bei dieser Meinung, die einen möglichen Gefahrenpunkt neutralisierte, zu widersprechen.

Am Abend machten wir umschichtig zu zweit "Kabelabgang". Der war in der Dienstvorschrift zwar vorgesehen, aber wir redeten dem Spieß ein, daß wir auch den (in Wirklichkeit störunanfälligen) Anschluß der Batterie an das Postnetz, der sich in einem Schaltkasten auf einem Telefonmast außerhalb des Batteriegeländes befand, laufend kontrollieren müßten. Pro forma stiegen wir also mit Steigeisen rauf, guckten nach den Anschlußklemmen und riefen mit dem Feldfernsprecher in der Vermittlung durch. Aber dann trieben wir uns noch eine Stunde oder länger in einer nahegelegenen Kneipe oder am Rande des Eichenparks herum. Die kleinen Mädchen warteten schon.

Es war sehr stimmungsvoll, an einem warmen Sommerabend in Begleitung unter den alten Bäumen auf einer Bank am Rundweg im Dunklen zu sitzen und zu dem schwach erleuchteten Bahnhof hinüberzublicken, von dem die langgezogenen Piffe der Rangierer, das dumpfe Poltern aneinanderstoßender Güterwagen und das rhythmische Keuchen der leerlaufenden Dampfloks zu hören waren. Noch nicht ein Jahr später, im März und April 1945, verlief an diesem Bahndamm die Hauptkampflinie zwischen den Verteidigern Breslaus und den angreifenden Russen. Es gab gerade hier schwerste Verluste auf beiden Seiten. Man ist immer wieder betroffen, wenn man später so etwas liest!

Diskretion war in der Vermittlung natürlich Ehrensache. Wir konnten, wenn wir es vorsichtig anstellten, alle Gespräche mithören und wußten daher auch über das Privatleben der Vorgesetzten Bescheid. Andererseits erhielten wir manchmal delikate Aufträge von ihnen, da und dort anzurufen oder zu sagen: "Herr Hauptwachtmeister ist nicht da." Eine solche Aktion, bei der es aber um Dienstliches ging, ist mir noch gut in Erinnerung. Unser letzter Batterieführer, Leutnant Stemmler (die Dienstränge der Chefs waren mit der Zeit immer niedriger geworden), war an einem Sonnabendnachmittag im August 1944 mit dem Fahrrad zu seinem Freund, dem Chef der Batterie Leerbeutel im Nordosten Breslaus, gefahren, augenscheinlich ohne Abmeldung bei der Untergruppe. Plötzlich gegen 23 Uhr über Ringschaltung Alarmstufe I im Rahmen einer überraschend angesetzten Nachtübung der gesamten Breslauer Flak. Der Kommandeur verlangt persönliche Meldung der Batterieführer. Wir halten hin: "Herr Leutnant ist im Gelände", rufen über Postnetz in Leerbeutel an. Unser Chef, schwer besoffen, lallt nur: "Macht mal, und kommt mich schnell abholen!" So übernimmt einer von uns den Leutnant Stemmler in der Ringschaltung. Gott sei

Dank war tatsächlich nur die Namensmeldung erforderlich, sonst hätten wir wohl die Leitung zusammenbrechen lassen müssen. Ich mache mich mit einem Kameraden per Rad durch die Nacht nach Leerbeutel auf, wo wir Stemmler - schon wesentlich ernüchtert - in Empfang nehmen und, zum Teil per stützende Eskorte, in unsere Batterie zurückbringen. Hier war er dann wieder voll da und übernahm die Leitung der Übung, die bis dahin der Spieß gehabt hatte.

Meist wurden wir aber in der Nacht durch echte Alarme aus dem Bett geholt. Die Breslauer Flakführung gab schon bei weit entfernten Anflügen Alarmstufe II, das hieß für die meisten Bereitschaft auf den Stuben. Nur die Befehlsstellen mußten schon klargemacht werden. Wenn Einflüge in Richtung Sachsen, "Protektorat", Posen oder Oberschlesien (letztere ab Sommer 1944 relativ häufig) gemeldet wurden, erhielten wir in der Vermittlung von der Flakuntergruppe "A I" durchgesagt und mußten eine Minute lang die Alarmklingel drücken. Das hieß dann: alles raus an die Geschütze und Gefechtsstände. Feuerbereitschaft!

Nun besagt die Zahl der Alarme noch nichts über deren Dauer, aber bei A I mußte man mit zwei bis drei Stunden rechnen. Es wurde dann am Morgen zwar meist etwas später geweckt, aber mit der Zeit sammelte sich ein erhebliches Schlafdefizit an. Luftwaffenhelfer sollten zwar - das kam angeblich von Göring persönlich, der in diesem Zusammenhang einmal sogar von zu befürchtenden dauernden Gesundheitsschäden für ganze Jahrgänge der nachwachsenden Intelligenzschicht Deutschlands gesprochen haben soll - wenn möglich zehn Stunden täglich schlafen. Aber das blieb bei uns und natürlich erst recht in den Luftkriegsgebieten eine Illusion. Wir in der Vermittlung entwickelten jedenfalls in Zeiten besonderer

nächtlicher Anspannung die Technik, in jeder freien Stunde am Tage "auf Vorrat" zu schlafen.

Mit der Ernährung war es im allgemeinen besser bestellt. Unsere zivile Köchin, Frau Rother, kochte gut und deftig. Unvergeßlich sind mir noch heute ihre Makkaroni mit Schinkenwürfeln oder die süße Milchsuppe mit dicken Nudeln. Selbst unser "Betreuungslehrer" versuchte in der Batterie die schmale häusliche Kriegskost ein wenig aufzubessern und stellte sich mit einem Kochgeschirr neben uns in der Kantine an. Wenn er sich bisweilen aber auch noch einen Nachschlag holen wollte, empfanden wir das dann doch als zu unverfroren, und von den Tischen der Luftwaffenhelfer ertönte halblaut und bewußt affektiert der Ruf: "Frau Rotherchen, bitte noch ein Süppchen." Was blieb dem armen Mann übrig, als so zu tun, als habe er nichts gehört...

Von dieser nicht so ganz scherzhaft gemeinten Flachserie (denn die Lehrer wurden offiziell nicht in der Batterie gepflegt, und die Zwischenrufer fürchteten wohl eine Verknappung der Rationen) komme ich abschließend zum Unterricht für uns "Schüler-Soldaten". Er fand anfangs unter äußerst primitiven Umständen in den Baracken der Batterie statt. Nur an einem, später an zwei oder drei Tagen in der Woche durften wir uns in unsere Schule begeben, vor allem, um in Physik und Chemie die Fachräume zu benutzen. Die Batterie war dann nicht feuerbereit, und das führte dazu, daß wir mehrfach aus dem Unterricht heraus telefonisch alarmiert wurden und mit den Fahrrädern in wildem Tempo 20 bis 25 Minuten in die Stellung rasen mußten. Schließlich schickte man uns ab Anfang März 1944 in die ganz in der Nähe befindliche Richthofen-Oberschule, eine Lösung, die den Vorteil hatte, daß wir jetzt auch die geisteswissenschaftlichen Fächer durchweg in richtigen Schulräumen erteilt bekamen



und bei Alarm in knapp 10 Minuten in der Batterie sein konnten.

Der Unterricht war auf zwanzig Wochenstunden zusammengestrichen und fand von Montag bis Freitag am Nachmittag statt. Trotz der geringen Wochenstundenzahl wurden neun Fächer, zum Teil epochenartig, unterrichtet: Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Chemie, Physik, Biologie, Mathematik, Englisch, Latein (meine kurze freiwillige Teilnahme am Französischunterricht der Klasse über mir lief nebenher). Es wurden Arbeiten geschrieben und Halbjahreszeugnisse erteilt, auf einem mit "Luftwaffenhelferzeugnis" überschriebenen Formular, das auch eine Bewertung des militärischen Einsatzes ("sehr bewährt", "bewährt", "noch nicht ausreichend bewährt") enthielt und drei Unterschriften trug: Betreuungslehrer, Batterieführer, Anstaltsleiter.

Am 3. Juli 1944 erhielten wir mit der Versetzung in die Klasse 8 (heute 12) unser letztes Zeugnis und dazu am 15. September (es gab keinerlei Schulentlassungsfeier oder ähnliches) folgende Bescheinigung über den Reifevermerk: "Ich bescheinige, daß ihm aufgrund seiner Haltung und seiner Leistungen Ostern 1945 die Reife zuerkannt wird, wenn er dies unter Vorlage des Abgangszeugnisses durch seine Wehrmachtdienststelle beantragt". Aber wer konnte das im Durcheinander und Inferno der letzten Kriegswochen noch tun, und was hätte es genützt? Ich muß aber sagen, daß die Schulverwaltungen nach dem Kriege auf unsere besondere schulische Situation Rücksicht nahmen und ab Herbst 1945 halbjährige Sonderkurse für Kriegsteilnehmer mit Reifevermerksbescheinigung einrichteten, nach deren Absolvierung wir dann ein im Vergleich zu früher stofflich wahrscheinlich eingeschränktes (das kann ich nicht beurteilen), von den Anforderungen her aber durchaus nicht

verschenktes (das kann ich sehr wohl beurteilen) Abitur ablegen konnten.

Diese Kurse, deren ersten Termin ich glücklicherweise schon wahrnehmen konnte, liefen etliche Jahre, so daß auch Kameraden, die länger als ich in Kriegsgefangenschaft aushalten mußten, teilnehmen konnten. Es fragt sich nur, wieviel an Wissen und Lernenergie nach so vielen wilden Jahren des Krieges und der Gefangenschaft dann noch vorhanden war. Von den überlebenden Luftwaffen Helfern des Jahrgangs 1928, die insofern noch schlechter dran waren als wir "27er", als sie nicht einmal die Versetzung in Klasse 8 und damit den erwähnten Vermerk erreichen konnten, sollen später nur 30 % in einen Abiturkursus eingetreten sein.